

➤ Tatsachenbericht über die Deportation einer Familie aus Deutschsanktmichael in den Bărăgan

# Unwirtliche Gegend, großes Elend, schwere Arbeit

Von Maria Margareta Holz, geb. Lech in Zusammenarbeit mit Hilde Mohler, geb. Lech

Ich wurde 1953 im Bărăgan, im Ort Salcâmi (heute Salcâmi geschrieben), Kreis Ialomița geboren. Meine Eltern Maria Lech, geborene Gimpel (Jahrgang 1924) und Stefan Lech (Jahrgang 1917) waren zusammen mit meiner fünf Jahre älteren Schwester Hilde aus Deutschsanktmichael dahin verschleppt worden. Ich selbst habe keine Erinnerungen mehr an diese Zeit, aber meine vor zweieinhalb Jahren verstorbene Mutter hat ihre Erlebnisse vor vielen Jahren schriftlich festgehalten. Diese Aufzeichnungen sowie die Erinnerungen meiner Schwester dienten mir als Grundlage für den nachfolgenden Beitrag. Ich habe die Ich-Erzählform meiner Mutter beibehalten.

## Die Verschleppung

Es war am 18. Juni 1951. Hilde war zweieinhalb Jahre alt. Am Vortag hatte es schon geheißen, niemand dürfe das Dorf verlassen. Stefan rief an seinem Arbeitsplatz, der Gemeindeverwaltung von Rumänischsanktmichael an, ob er in die Arbeit kommen solle. Mit barscher Stimme sagte man ihm, er solle bleiben, wo er ist. Darauf sagte er zu mir: „Du wirst sehen, wir werden verschleppt“. Ich entgegnete ihm: „Wir sind doch nicht reich und haben auch niemandem etwas Böses getan“. Stefans Vorahnung sollte sich leider bestätigen.

Um vier Uhr in der Früh wachte ich auf. Und ich dachte mir noch, ich hatte doch Recht gehabt und wir brauchten keine Angst zu haben. Da bellte auch schon der Hund. Unmittelbar danach klopfte es an der Tür. „Aufmachen!“, hieß es. Ein Soldat stand da mit dem Gewehr in der Hand und befahl uns, uns nebeneinander aufzustellen, während er unsere Namen vorlas. „Es fehlt noch Lech Hilde“, schrie er. „Wo ist die?“, wollte er wissen. Stefan sagte: „Dort liegt sie im Bettchen und schläft.“ Er gab sich damit zufrieden. Der Soldat teilte mit, dass wir zwei Stunden Zeit zum Packen hätten und dann zum Abtransport bereitstehen müssten.

Ich war kopflos und seelisch völlig fertig. Meine im Haus lebenden Eltern wie auch die Schwiegereltern und Tanten kamen zu Hilfe geeilt. Sie halfen beim Packen, ernteten noch Kartoffeln aus dem Garten und fassten Mehl. Es war nicht mehr viel da. Wir standen kurz vor der Ernte. Zum Mitnehmen besaßen wir nicht viel: Ein großes Bett, einen Tisch, das Kinderbett für Hilde, zwei Hocker, einen Kinderstuhl, Kochgeschirr und etwas Hausrat war alles, nebst Kleidern und Bettzeug. Da schlich sich ein Soldat an Stefan heran und sagte: „Ich sehe, du hast ein kleines Kind. Nimm deine Kuh mit, das wird dir helfen. Denn wenn du fort bist, nehmen sie deinem Schwiegervater die Kuh sicher weg.“ So haben wir auch noch die Kuh und ein paar Hühner mitgenommen sowie etwas Futter für die Tiere und Eimer zum Tränken.

Der Abschied von meinen Angehörigen war sehr schwer. Wir wussten ja nicht, wohin es geht, wann und ob man sich wiedersieht. Stefan war viel krank und ich hatte große Angst, dass er das Ganze nicht übersteht und ich mit meinem kleinen Kind wer weiß wo in der Ferne allein überleben müsste.

Ein Rumäne mit einem Pferdewagen fuhr vor, wir packten alle unsere Habseligkeiten darauf, die Kuh wurde hinten an den Wagen angebunden und dann ging es bis zum Bahnhof in den fünf Kilometer entfernten Nachbarort Rumänischsanktmichael. Dort trafen wir auf die beiden anderen betroffenen deutschen Familien aus unserem Ort: den Lehrer Adam Waldner mit Familie sowie die Witwe Theresia

Peter mit ihrem 21-jährigen Sohn Nikolaus und der 19-jährigen Tochter Resi. Gleichfalls mit uns verschleppt wurden alle Mazedonier, welche erst nach dem Krieg in Deutschsanktmichael angesiedelt worden waren. Auch sie waren „politisch unzuverlässige Elemente“, wie man uns nannte, da wir so nahe an der rumänisch-jugoslawischen Grenze lebten. Aus dem Nachbarort Rumänischsanktmichael wurden auch Rumänen, die eine Schnapsbrennerei hatten, Wirtsleute und reiche Bauern verschleppt, aus dem nächsten Ort Utvin ein Lehrer und mehrere (reiche) Bauern.

Drei Tage lagen wir mit Gepäck und Vieh am Bahnhof, ohne dass uns jemand besuchen durfte, ohne zu wissen, wann und wohin es gehen würde. Mein Vater wollte uns noch etwas zum Essen bringen. Als einer der Soldaten ihn sah, bedrohte er ihn mit dem Gewehr und zwang ihn zur Umkehr.

Nach drei Tagen kamen Züge mit Viehwaggons an und wir wurden samt Hab und Gut verladen. Familie Waldner war schon einen Tag vorher abtransportiert worden. Wir und Familie Peter kamen Gott sei Dank in einen Waggon und blieben so zusammen. Sie hatte ebenfalls Tiere mitgenommen: zwei Pferde, eine Kuh, ein Schwein und Hühner.

Die Fahrt ging nur langsam voran. Wenn der Zug mal hielt, musste man Wasser und, falls dies ging, etwas Futter für die Tiere besorgen. Als wir Bukarest hinter uns gelassen hatten, sagte Stefan: „Jetzt sind wir eine Sorge los. Die Richtung, in welche der

Zug jetzt fährt, führt nicht nach Russland.“ Diese Erkenntnis war für uns alle eine kleine Erleichterung. Der Zug fuhr immer weiter und wir kamen in den östlichen Teil der rumänischen Tiefebene, eine Steppenlandschaft, genannt Bărăgan.

In Mărculești hieß es raus aus dem Zug. Am Bahnhof warteten schon Rumänen mit ihren Pferdewagen, auf welche wir unsere Sachen aufluden. Die Fahrt ging dann weiter bis in ein neues Dorf, das aber nur aus vereinzelt Hütten bestand. Wir waren sprachlos und fragten uns, was das zu bedeuten habe. Dann kamen drei Männer von der Obrigkeit und for-

dernten uns auf, uns das Kleefeld, auf welchem wir uns befanden, näher anzusehen. Es war in Rechtecke vermessen, die Eckpunkte waren mit Pfählen markiert. Von dem einen Pfahl bis zum nächsten, 2500 Quadratmeter, das sei nun unser Bauplatz, wurde uns erklärt.

Wir mussten unsere Habseligkeiten abladen. Unser neues Zuhause war nun unter freiem Himmel. Die Leute, die schon einige Zeit vor uns da waren und sich bereits diese einfachen Hütten gebaut hatten, kamen vorbei und fragten uns, woher wir kämen und ob wir Durst hätten. Vor Ort gab es nämlich keinen Brunnen. Einmal am Tag wurde das Wasser für die Menschen und Tiere mit einer Zisterne herangekarrt. Man brauchte Behälter, um das kostbare Gut bis zum nächsten Tag aufzubewahren.

Wir taten uns auch weiterhin mit Familie Peter zusammen. Als erstes haben wir ihren

man Stangen abschlagen. Weil diese nicht allzu lang waren, wurde zuerst eine drei Stufen tiefe rechteckige Grube ausgehoben, um die nötige Stehhöhe zu erzielen. Aus den Stangen wurde dann eine Art Satteldach gebildet, das – so gut es ging – mit Laub und Stroh abgedeckt wurde. Damit der Wind das „Dach“ nicht forttrieb, habe ich es später oben mit Lehm abgedichtet. Vorne ließen wir eine Öffnung als Eingang frei. Eine Decke diente als Tür.

Wir bauten diese erste Hütte etwas größer, mit Platz auch für Familie Peter, da Băsl Res mit ihren beiden Kindern etwas ängstlich war. Als die Hütte fertig war, räumten wir unsere Sachen hinein. Nur für Tisch und Stühle war kein Platz, und so mussten wir im Freien essen. Kurze Zeit nach unserem Eintreffen begegnete Stefan einem Bekannten aus Triebswetter, der ihn fragte, ob er nicht mit ihm zu der vier Kilometer entfernten Farm Jegălia gehen wolle. Da könnte man vielleicht eine Arbeit finden. So kam es, dass Stefan eine Anstellung als Verwalter in der Kantine der staatlichen Pferdezucht fand. Im Sommer legte er täglich die vier Kilometer mit dem Fahrrad und im Winter zu Fuß zurück. Wenigstens ein regelmäßiges Einkommen war damit gesichert und abends konnte er bei Bedarf einen Laib Brot kaufen und mit nach Hause bringen.

## Der Hausbau

Schon bald kam die Anordnung, jeder müsse sich sein Haus selbst bauen. Der Grundriss wurde von einem Techniker vorbestimmt. In unserem Haus hatte das Zimmer eine Fläche von vier mal vier Metern, die Küche war zwei mal zwei Meter groß, es gab noch einen kleinen offenen Gang. Dies war der Haustyp für drei Personen. Bei vier Personen gab es ein Zimmer mehr.

Unser Grundstück lag an der Ecke von zwei noch zu entstehenden Straßen. Familie Peter hatte den Bauplatz auf der gegenüberliegenden Seite der Straße bekommen. So blieben wir Nachbarn und konnten uns auch weiterhin gegenseitig viel helfen. Die anderen direkten Nachbarn waren uns auch vertraut. Es waren Rumänen aus Rumänischsanktmichael. Auch sie hatten Pferde und Wagen von zu Hause mitgenommen. Wir haben uns nun mit Familie Peter und noch zwei rumänischen Familien zusammengetan, um die vier Häuser gemeinsam zu bauen. Türen und Fenster sowie Holz für den Dachstuhl hat der Staat zur Verfügung gestellt. Die Wände wurden aus Lehm gestampft, denn ein anderes Baumaterial gab es nicht. Das Stampfen ging schneller als zuerst Lehmziegel herzustellen und dann die Wände hochzuziehen, wie die Bauweise im Banat üblich war.

Hinter dem geplanten Haus wurde der Boden gelockert und befeuchtet. Dem nassen Lehm wurde kurzes Stroh beigemischt, als „Bewehrung“ zur Vermeidung von Rissen. Dann wurde eine halbhohle Holzschalung beidseits der Wände aufgestellt, mit der Lehmmischung aufgefüllt und festgestampft. Die Wände wurden mit Reisig verbunden. Das Ganze musste gut trocknen, damit sich die Wand nicht verformte. Während der Trocknungsphase wurde an den anderen drei Häusern gebaut. Nachdem der erste Teil der Wand getrocknet war, wurde die Schalung nach oben versetzt für den zweiten Wandteil. Dergestalt ging das Bauen nur langsam voran, auch weil man das Wasser zum Anfeuchten der Erde mit Zisternen brachte und die Wagen mit ihren Wasserbehältern Schlange standen, bis sie endlich an die Reihe kamen. (Fortsetzung auf Seite 9)



Maria und Stefan Lech mit ihren Töchtern Maria und Hilde im Sommer 1954 in Salcâmi (erster, provisorischer Name: Jegălia Nouă) Fotos aus dem Familienbesitz

1952		Numele de familie		Prenumele	
1		LECH		STEFAN	
2		Categorie		Situatia militara	
3		9193-200			
4		Prenumele parintilor		M.	
5		T. IOSIF		M. AGATA	
6		Locul nasterii			
7		Somibei-Seruman-Timisoara			
8		Data nasterii		Anul Luna Ziua	
9		1917		Iulie 25	
10		Cetatenia		Funcția	
11		Romana		Cunoscator	
12		Buletin de identitate		Decizia M. A. I.	
1		J.M. 269590		200	
2		Averea:		a poseda	
3		a poseda		nu a posedit	
4		poseda		Juni 1943 sa pierdut	
5		Date de Cazier			
6		1943-1944. Jura		sa pierdut in 1944. Jura	
7		1945- cu transport - nu a		fost arestat si nu a cauzat	
8		Manifestari politice (trecurate, actuale)			
9		nu a avut		nu a avut	
10		nu a avut		nu a avut	
11		nu a avut		nu a avut	
12		nu a avut		nu a avut	

Personalakte des Bărăgan-Deportierten Stefan Lech. Auf der Vorderseite ist vermerkt, dass er kein Vermögen besaß, außerdem: „1943 reihte er sich in die SS ein. Er erklärt, dass er 1944 als untauglich eingestuft wurde. Mit einem Transport kehrte er im September 1945 ins Land zurück. Er wurde nicht verhaftet und auch nicht verurteilt. Er wurde mit Frau und zwei Kindern umgesiedelt (...).“ Auf der Rückseite sind die Familienangehörigen vermerkt, ebenso das Jahr der Ausreise nach Deutschland sowie der Verlust der rumänischen Staatsbürgerschaft.

Quelle: [http://www.cnsas.ro/fise\\_cartoteca.html](http://www.cnsas.ro/fise_cartoteca.html)

Membrii de familie apti pentru munca				
Numele	Prenumele	Et.	cat.	Ocupatia
LECH	STARIA	28		comu
Membrii de familie neapti pentru munca				
u	HILDA	4		comu
-u	MARIA			
Locul de origine: (Comuna, Raion, Strada Nr.)				
Somibei-Seruman-Timisoara				
Domiciliul actual: (Comuna, Raion, Strada Nr.)				
Jegălia Nouă-Fetesti				
Data sosirii: 18.6.1951				
Data plecării				
Locul unde pleacă				
Plasați la întreprindere				
MORT 2011				
PIERDUT CETATENIA ROMANA				
DECRET Nr. 224/1949				

► Tatsachenbericht über die Deportation einer Familie aus Deutschsanktmichael in den Bărăgan

# Unwirtliche Gegend, großes Elend, schwere Arbeit

(Fortsetzung von Seite 8)

Stefan besorgte Krautfässer von der Farm, wo er arbeitete. Mit diesen Fässern brachten Familie Peter und die beiden rumänischen Familien Wasser mit ihren Pferdewägen herbei. Ein schwerer Platzregen half zusätzlich. Für den Hausbau stellte jede Familie zwei Personen zur Verfügung. Da Stefan jedoch in der Arbeit war, nahmen wir zusätzlich zu meinem Arbeitseinsatz einen Tagelöhner aus Grabatz in Anspruch nehmen. Gedeckt wurden die Häuser mit Rohr, das wir kaufen mussten. Ein Grabatzter hatte es uns gebracht und ein Marienfelder hat das Dach damit gedeckt. Beide waren Bekannte von Stefan aus der Kantine.

Generell war der Sommer 1951 heiß und trocken. Während des Hausbaus errichteten wir auch eine eigene Hütte für Familie Peter. Dadurch hatten nun auch der Tisch und die Stühle Platz in der Hütte.

Bis zum Herbst standen die neuen Häuser. Am 1. November 1951 zogen wir ein. Die Erdhütte diente nun als Kuhstall. Wir waren froh, endlich ein Haus zu besitzen, da die Nächte schon recht kühl waren und man an den nahenden Winter denken musste.

Vor unserem Haus stand an der Straße ein einziger großer Akazienbaum. Sonst waren nur Sträucher zu sehen. Und nach diesem Baum wurde unser Dorf benannt: Salcimi (salcîm heißt Akazie). Ich brachte meiner drei Jahre alten Tochter Hilde bei, ganz gleich, wo immer sie auch im Dorf beim Spielen sei, zur Orientierung nach dem großen Akazienbaum Ausschau zu halten, damit sie sich nicht verlor. Da seien wir nun zu Hause.

Manche unserer Leidensgenossen konnten nicht glauben, was ihnen da widerfuhr. Sie weigerten sich, Häuser zu bauen. Und sie sollten es sehr schwer haben, den nächsten Winter zu überleben.

## Das Leben im Bărăgan

In unseren Papieren war ein D.O. (Domiciliu Obligatoriu, das heißt Zwangsdomizil) vermerkt. Damit durften wir uns nur in einem Umkreis von 15 Kilometern bewegen. Es war auch verboten, dass uns jemand besucht. Stefans Schwester war eine der ersten, die sich getraut hatte, zu uns zu kommen. Sie blieb ein paar Tage. Stefan hatte den Milizleuten, die er von seinem Arbeitsplatz kannte, vorher Bescheid gegeben, und die drückten ein Auge zu.

Die Bewohner der umliegenden Ortschaften sind uns anfangs mit großem Misstrauen begegnet. Man hatte ihnen erzählt, dass wir Kriminelle seien. Später sollte sich das Misstrauen legen.

In der Bărăgan-Steppe sind die Sommer sehr heiß. Der Boden war mit Staub bedeckt. Darauf konnte man barfuß kaum gehen, weil der Staub so heiß war. Im Sommer regnete es auch wenig und durch die große Hitze traten häufig Dürreperioden auf. Die Winter aber waren so frostig, dass sie oft die Wintersaaten gefährdeten. Zeitweise verursachte der heftige Wind, Crivăt genannt, orkanartige Schneestürme mit Schneeverwehungen.

Nachdem unser Haus endlich fertig war und wir bereits eingezogen waren, stellte sich bei einem Regen heraus, dass das Dach nicht ganz dicht war. Ein glücklicher Umstand kam uns da zu Hilfe. Wir konnten von der Farm, wo Stefan arbeitete, das alte Rohr von einem abgebrochenen Pferdestall abkaufen. Stefan bezahlte noch zwei Leute, die ihm halfen, das Rohr zu bündeln und unser Haus zusätzlich damit zu decken.

Nun mussten wir uns alles für den Winter besorgen. Auch Laub und Heu für die Kuh galt es zu beschaf-

fen. Weil es fast den ganzen Sommer kaum geregnet hatte, war das Laub so klein und schwach, dass die Kuh sogar die Stängel mitfraß. Wir kauften uns auch einen kleinen Sparherd für die Küche und Holz zum Heizen. Und wir konnten ein kleines, circa 80 bis 90 Kilogramm schweres Schwein zum Schlachten kaufen. Die Grundnahrungsmittel wie Brot, Milch, Zucker, Mehl und Öl waren rationiert.

Im ersten Winter (1951/1952) hat unser Herrgott mit uns gehalten. Es war ein sehr milder Winter, wie man es in dieser Gegend nicht gewohnt war. Im darauffolgenden Frühling nahm das Leben fast seinen normalen Lauf. Jeder, der konnte, suchte sich Arbeit. Außerdem mussten ein Gemeindehaus, eine Schule, ein Kulturheim, eine Milizstation und eine Krankenstation in gemeinsamer Arbeit von den Bewohnern gebaut werden. Dies geschah ohne Bezahlung. Die Leute wurden für diese Arbeiten tageweise eingeteilt. Desgleichen wurden auch einige Brunnen mit Drehkurbelkette und Eimer gegraben. Auf Wasser stieß man erst in einer Tiefe von 36 Metern. Nun brauchte man nicht mehr an der Zisterne um jeden Tropfen Wasser zu kämpfen. Unser Haus ergänzten wir mit einem Schuppen für die Kuh sowie einem Schweine- und einem Hühnerstall mit Hühnerhof. Nun waren auch die Tiere versorgt.

Wie aus dem Banat her gewöhnt, bearbeitete ich den Garten sowie zwei gepachtete freie Hausplätze und mästete Schweine, von denen wir im Herbst eines oder zwei verkauften, um auf diese Weise zusätzliches Geld zu verdienen.

Der zweite Winter (1952/1953) war schon härter. Es war viel kälter und es wehte ein stürmischer Wind. Nun war es auch für Stefan sehr schwer, den Weg zur Farm täglich zurückzulegen. Montag bis Samstag arbeitete er ganztags und am Sonntag bis Mittag. Einmal hieß es, es seien Wölfe über den zugefrorenen Fluss gekommen. Da nahm Stefan eine Axt im Rucksack mit, um sich zur Not gegen die Wölfe wehren zu können. Gott sei Dank ist es aber nie zu so einer Situation gekommen.

Am 15. August 1953 wurde unsere Marie geboren. Sie war ein Wunschkind und Hilde war mit ihrer kleinen Schwester überglücklich. Sie passte auch ganz brav auf sie auf, wenn ich beim Einkaufen, Wasser holen oder im Garten war. Zum Zeitpunkt der Geburt unserer Tochter waren die Vorschriften schon etwas aufgeweicht. Wir durften zwar immer noch nicht weg, aber es durfte Besuch kommen. Und so kamen beide Großmütter zur Unterstützung angereist. Die ärztliche Versorgung im Ort funktionierte ganz gut. Wir hatten eine sehr gute ältere jüdische Ärztin und mehrere Hebammen. Nur einen Priester gab es natürlich nicht und auch keine Kirche. Als unsere



Hilde Lech 1955 vor dem ein Jahr davor erweiterten Haus der Familie



Kindheit im Bărăgan: Hilde und Maria Lech im Jahr 1955

Marie neun Monate alt war, kam an einem Sonntag überraschend ein ungarischer katholischer Wanderprieester in den Ort. Er hielt eine Messe vor der Schule, taufte die neu geborenen Kinder, vollzog Trauungen und segnete die Gräber. So kam es, dass Marie mit neun Monaten, unter freiem Himmel, auf meinem Arm sitzend und von ihrer Schwester Hilde und unserer lieben Nachbarin Resi Peter getauft wurde. Stefan konnte leider nicht dabei sein, da alles sehr kurzfristig und überraschend kam. Dennoch waren wir sehr glücklich über die Taufe.

Der dritte Winter (1953/1954) war wieder ein sehr harter Winter mit ganz heftigen Schneestürmen. Der Crivăt jagte mit bis zu 150 Stundenkilometern über die offene Steppe und es kam zu Meter hohen Schneeverwehungen. Es fiel so viel Schnee, dass man jede halbe Stunde Tag und Nacht durch das Fenster klettern und den Hauseingang freischaufeln musste, falls die Haustüre nach außen aufging. Und aus Platzgründen ging auch bei uns die Tür nach außen auf. Die Leute, die das nachts nicht machten, waren bis in der Früh ganz eingeschneit und mussten warten, bis einer ihrer Nachbarn sie freischaufelte.

Auch unser Haus war an der Seite, wo das Küchenfenster war, von oben bis unten völlig eingeschneit. Und weil wir hinter dem Haus den Kuhstall hatten, mussten wir einen Tunnel durch den festen Schnee schaufeln, um bis zur Kuh zu gelangen.

An solchen stürmischen Tagen konnte man sich kein Wasser vom Brunnen holen. Wenn man ins Freie ging, musste man Mund und Nase bedecken, damit der Wind einem nicht den Atem abschnürte. Und auch die Wimpern froren zusammen. Mit den Fingern musste man sie dann auftauen, um wieder sehen zu können. Wir hatten vorgesorgt und rechtzeitig Wasser in Fässern mit dem Handwagen für uns und die Tiere nach Hause geschafft.

Stefan war immer, auch bei schlechtem Wetter, in die Arbeit gegangen, aber einmal war der Schneesturm so heftig, dass er zu Hause bleiben musste. Wir beschlossen, es uns gemütlich zu machen. Ich fing mit dem Kochen an, in der Stube war es ganz schön warm. Auf einmal kam von der Decke etwas heruntergefallen. Was war passiert? Weil die untere Lage Rohr an unserem Dach krumm war und nicht dicht auflag, hatte der Wind den Speicher bis oben zur Spitze mit Schnee vollgeblasen. Durch die Wärme in der Stube fing der Schnee im Speicher zu schmelzen an und weichte den Deckenputz aus Lehm auf, der nun anfang herabzufallen. Bei diesem Anblick ist uns der Appetit vergangen und mit der Gemütlichkeit war es vorbei. Wir löschten gleich das Feuer im Sparherd und öffneten das Fenster, um für Abkühlung zu sorgen. Den Kinderwagen und das Kinderbett deckten wir ab, um zu verhin-

dern, dass Marie und Hilde nicht vielleicht etwas abbekommen.

Ich grübelte in der Nacht, was wir tun könnten, um die Lage zu verbessern. Am Morgen hatte ich einen Plan, wie das Haus erweitert und umgebaut werden könnte, mit einem Windfang sowie einer sich nach innen öffnenden Haustür, damit wir bei so einem extremen Schneesturm nicht immer durchs Fenster rausklettern mussten.

Sobald im Frühling das Wetter es erlaubte, fing ich an, Lehmziegel zu machen. Es war eine mühselige Arbeit, weil ich das ganze Wasser herbeischaffen musste. Erneut kam uns ein glücklicher Umstand zu Hilfe. Von einem abgebrochenen Stall konnten wir Ziegel abkaufen und von einem Grabatzter Tischler ließen wir zwei kleinere Fenster und zwei Türen anfertigen. Und da war unser Bau auch gleich fertig. Straßenseitig bis zum Fahrweg hin legten wir noch einen Blumengarten an. Für den Zaun wurden Drähte in drei Reihen gespannt, in die Maisstängel eingeflochten wurden. Die Blumen trösteten mich etwas über das ganze Elend hinweg.

1954 ließ der rumänische Bürgermeister in der Dorfmitte einen Tiefbrunnen mit Motor graben, so dass die Bewohner nun gutes und genügend Wasser hatten. Dann verließ er den Ort. Er sagte, er gehe nun zurück in seine Heimatstadt Konstanz, weil er alte Leute und kleine Kinder nicht weinen hören könne.

Die Zeit verging und im Herbst 1955 musste Hilde zur Schule. Es gab nur eine rumänische Schule im Dorf. Anfangs war es sehr schwer für sie, weil sie nur wenig Rumänisch sprechen konnte. Ich begleitete sie immer auf ihrem Schulweg und als die Winterstürme begannen, band ich ihr noch ein Tuch über den Kopf, so dass sie nur ein wenig heraus schauen konnte, und führte sie an der Hand.

Auch den letzten Winter 1955/1956 haben wir gut überstanden. Per Dekret vom 20. Dezember 1955 wurden wir offiziell frei. Wir bekamen neue Ausweise ohne den D.O.-Vermerk und durften wieder in die alte Heimat zurück. Es war es keine Gratisreise, denn für die Kosten musste jeder selbst aufkommen. Aber diesmal haben wir unsere Sachen mit Freude gepackt. Es ging ja zurück in unser geliebtes Deutschsanktmichael, zu unseren Verwandten und Freunden.

Familie Peter ist gleich, nachdem sie ihre Entlassungspapiere erhalten hat, nach Hause gefahren. Die Freundschaft mit der Familie, die in der Verschleppung entstanden war, hat ein Leben lang gehalten. Wir haben uns immer verbunden gefühlt.

Stefan und ich beschlossen, das mühselig Erarbeitete unbedingt mitzunehmen. Stefans Schwester kam, um die Kinder vorab mit der Bahn ins Banat zu bringen. Marie war inzwischen zweieinhalb Jahre alt. Genau so alt wie Hilde, als wir ver-

schleppt wurden. Und mein Vater kam, um uns beim Packen und Einladen in die Waggons zu helfen. Wir bestellten zwei Waggons, einen für uns und das Vieh (eine Kuh, ein Rind, Schweine, Hühner und eine Katze), einen zweiten für das Getreide. Das wollten wir mitnehmen, da es im Banat in jenem Jahr eine Missernte gegeben hatte. Das Haus durften wir nicht verkaufen, aber wir überließen es einem Mazedonier, der uns zum Dank mit unseren Sachen zum Bahnhof brachte.

Ich blieb bis zuletzt mit den Tieren zu Hause und als auch ich mit dem Mazedonier wegfuhr, jaulte auf einmal unser Hund Hektor, als wollte er rufen: „Lasst mich doch hier nicht zurück!“ Fast hätte ich ihn vergessen. Da lief ich aber schnell zurück und holte ihn mit.

Mein Vater fuhr mit dem Personenzug und Stefan und ich langsam mit den zwei Waggons mit dem Güterzug bis Rumänischsanktmichael. Am 30. März 1956 trafen wir glücklich in Deutschsanktmichael ein.

Nun mussten wir wieder, und zwar zum dritten Mal seit unserer Heirat, von vorne anfangen.

## Schlussbemerkung

Das Dorf Salcâmi gibt es schon lange nicht mehr. Es steht nur noch ein Wasserturm, wie mir ein gleichfalls dort Geborener berichtete. Den Rest hat die Natur zurückerobert.

Ich finde es bewundernswert, wie meine Eltern es geschafft haben, in all dem Elend und bei all der schweren Arbeit zwei Kinder gesund durchzubringen. Die gegenseitige Liebe, Zähigkeit und Fleiß und nicht zuletzt viel Gottvertrauen dürften dabei geholfen haben. Ich kann mich bewusst an keine Entbehrung erinnern. Die Gesundheit meiner Eltern hat natürlich sehr darunter gelitten. Meine Mutter hatte im Bărăgan ihre ersten Herzrhythmusstörungen.

Die späte Anerkennung des von deutschen Zwangsarbeitern erlittenen Leids und schweren Schicksals durch die Bundesrepublik Deutschland im Jahr 2016 hat meiner Mutter ein stilles Lächeln entlockt. Mein Vater ist 2011 verstorben und hat dies nicht mehr erlebt.

## Anmerkungen der HOG Deutschsanktmichael

Das Bürgermeisteramt der Gemeinde Rumänischsanktmichael, zu der Deutschsanktmichael gehört, entschied 1951, die etwa vierzig Familien Makedonier (Mazedonier), die 1947 aus der Dobrukscha nach Deutschsanktmichael gekommen waren, allesamt in den Bărăgan zu deportieren. Vermutlich aus diesem Grund wurden nur drei deutsche Familien aus unserem Dorf verschleppt. Die Deportation der Familie unseres früheren Ehrenvorsitzenden Nikolaus Peter zusammen mit seiner Mutter Theresia Peter, geborene Arenz und seiner Schwester Theresia war extrem unmenschlich, da der Vater Josef Peter bereits 1937 verstorben war.

Und wie ging es weiter mit Familie Lech nach ihrer Heimkehr? Beide Töchter absolvierten ein Studium in Temeswar. Hilde studierte Mathematik an der dortigen Universität und später Physik in München. Sie entschied sich für eine Lehramtslaufbahn. Maria Margareta studierte Architektur am Polytechnischen Institut und wurde Architektin.

Das Ehepaar Lech konnte mit Tochter Hilde 1976 ausreisen. Tochter Maria Margareta folgte mit ihrem Ehemann 1978. Sie hat, wie auch ihre Eltern, in Augsburg eine neue Heimat gefunden. Hilde lebt mit ihrer Familie in Mammendorf im Landkreis Fürstentfeldbruck.

Nikolaus Heber